

Verleger: C. G. Neumann, Neudamm 12. Druck: C. G. Neumann, Neudamm 12. Preis: 1 Mark 50 Pfennig.

Halle'sche Zeitung.

Verleger: C. G. Neumann, Neudamm 12. Druck: C. G. Neumann, Neudamm 12. Preis: 1 Mark 50 Pfennig.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 67.

Halle a. S., Donnerstag 17. März 1898.

Verleger: C. G. Neumann, Neudamm 12. Druck: C. G. Neumann, Neudamm 12. Preis: 1 Mark 50 Pfennig.

Deutsches Reich.

Gestern früh unternahm der Kaiser den gewöhnlichen Spaziergang im Tiergarten. In königliche Schloß zurückgekehrt, hörte der Monarch den Vortrag des Chefs des Protokollbüros Dr. von Zedlitz und des Vortrags des Geh. Rathes Professor Junge aus Wachen über Italien.

Das Verlangen der Kaiserin läßt zur Zeit zu wünschen übrig. Wie schon mitgeteilt, leidet die Kaiserin an den Folgen eines starken Erkältungs. Der Zustand ist zu keinem Bedenken Anlass, wenigstens immerhin brüderlicher Schonung. So kommt es, daß die hohe Frau, sonst eine passionierte Reiterin, in diesen Tagen bis Mittag das Bett hütet. Dispositionen für eine Frühjahrsreise sind mit Rücksicht auf diese neue Unwohlsein der Kaiserin bisher nicht getroffen worden.

Zum Lippeschen Erbfolgestreit. Der Landtag des Fürstentums Lippe schloß mit großer Mehrheit den Beschluß, daß ein Teil des Grafen-Regiments der älteste Sohn des Erbprinzen als Regimentschef antreten soll.

Die in Aussicht gestellte Kaiserliche Verordnung über die teilweise Intraffaktion des sogenannten Handelsorganisationsgesetzes ist nunmehr im Reichsanzeiger veröffentlicht. Danach treten am 1. April die neuen Bestimmungen der Gewerbeordnung in Kraft.

Der dunkelste ist der Rede Sinn! Die braven Militärs sehen Gespinnst. Interessant an der Notiz wäre nur der Plan eines Kartells zwischen Centrum, Freisinn und Sozialdemokratie.

Die in Aussicht gestellte Kaiserliche Verordnung über die teilweise Intraffaktion des sogenannten Handelsorganisationsgesetzes ist nunmehr im Reichsanzeiger veröffentlicht. Danach treten am 1. April die neuen Bestimmungen der Gewerbeordnung in Kraft.

Der „Deutschen Juristen-Zeitung“ zufolge ist eine Petition der Vorstände der Anwaltskammern in Vorbereitung, welche sich gegen die Schaffung eines konfessionellen Rechtsagentenstandes durch die Novelle zur Civilprozeßordnung ausspricht.

Dem Reichstage soll noch in dieser Tagung ein handelspolitisches Problem mit England vorgelegt werden.

Ueber das Verhältnis Deutschlands zur Vertretung der Inseln. Die Meldung, daß das Panzerschiff „Odenburg“ mit voller Besatzung die Insel Areca verläßt, löst Orbenun. daß der Zeit

punkt gekommen ist, wo Deutschland im europäischen Kontext die größte still auf den Tisch legt und den Konflikt verläßt. Die deutsche Regierung hat, namentlich jetzt, nachdem die griechische Staatschuldenfrage in möglichst günstiger Weise geregelt ist, nicht genügend Interesse an der zukünftigen Gestaltung der Balkanhalbinsel, um sich dem Einverständnis der meistbeteiligten Großmächte entgegenzusetzen. Sie kann um so weniger eine Politik des Einpruchs verfolgen, als offensichtlich ist, daß die missliche Gestaltung geordneter Zustände auf der Insel nicht bloß eine Aufwendung großer Wagnisse, sondern nicht minder erhebliche Verdopplung bedingen würde.

Die „Odenburg“ hat inzwischen gestern Areca verlassen und ist nach Messina in See gegangen. Als das deutsche Detachement sich an Bord des Schiffes begab, hatten die Truppen aller Großmächte am Dual Araba aufgestellt genommen. Auch die Vertreter der Behörden waren anwesend.

Zum jüngsten deutsch-französischen Zwischenfall hat die „Meyer-Ztg.“ eine Zuschrift erhalten, worin der Zwischenfall des Jähren beleuchtet wird. Namentlich wird darauf hingewiesen, daß der Vorfall sich nicht auf französischem Boden, sondern auf deutschem Boden abgepielt habe, und daß von einem zu Bodenwerfen des deutschen Beamten keine Rede sei.

Das Flottengesetz ist fertig!

Nach der gestrigen Sitzung der Budgetkommission ist dieses Wort Thatfache geworden. Die Erklärungen der verbundenen Regierungen und die Annahme des Deckungsantrages Sieber-Beinigen mit allen gegen drei Stellen, über die wir unten ausführlich berichten, haben die letzten Zweifel beseitigt, daß die Flottenvorlage glücklich durch ist. Das Schiff liegt im Hafen, es muß nur noch verankert werden, und wenn nicht alle Anzeichen zeigen, wird dieses Geschäft ruhiger vor sich gehen, als man noch vor Wochen annehmen konnte.

Das Flottengesetz ist im Leben, und zwar, die wir seit nun schon zwei Jahren an dieser Stelle beklaglich für die Flotteninsuffizienz eingetreten sind, freuten uns des Sieges, aber wir freuten uns fast noch mehr des Kampfes, der ihn uns errungen; denn dieser Kampf schuf eine feste, harte Regierung, da man an höchster Stelle einnahm, daß man mit den Männern der Korrektheit und Verbindlichkeit, die zu jeder Flottenforderung einer Verzeigung fehlenden Würdigung machten, nicht weiter kam. Die reorganisierte Regierung zeigte viel Klugheit und diplomatisches Geschick; aber sie ließ es auch nicht an äußerlicher Rundmachung ihrer Absicht fehlen, daß das Reich das, was es zu seiner Erhaltung bedarf, unter allen Umständen von jeder Volkserhebung erhalten müsse und daß diese Volkserhebung, wenn sie zur Erfüllung dieser selbstverständlichen Pflicht unfähig sei, eben nach Hause geschickt werden müsse.

Wir lassen nunmehr den Bericht über den Verlauf der gestrigen Sitzung der Budgetkommission folgen. Die Besprechung wurde bei § 9 wieder aufgenommen, der die Deckung der Kosten betrifft.

„Soweit die Summe der fortwährenden und einmaligen Ausgaben der Marine-Verwaltung in einem Geschäftjahr den Betrag von 117 525 494 M. übersteigt und die dem Reich zuzurechnenden eigenen Einnahmen zur Deckung des Mehrbedarfs nicht ausreichen, darf der Mehrbetrag nicht durch Erhöhung und Vermehrung der indirekten Reichsteuern gedeckt werden.“

Abg. Dr. Sieber beantragt hinter dem Worte „indirekten“ einzufügen die Worte „den Massenverbrauch befallenden.“ Abg. v. Bennigsen erklärt sich mit diesem Zusatz einverstanden.

Staatsschatzsekretär Graf Posadowski gab darauf die Erklärung ab, daß die verbundenen Regierungen bereit seien, der Aufnahme des Antrages v. Bennigsen nebst dem Amendement Sieber in das Gesetz auszusprechen. Der Herr Staatssekretär fuhr dann fort:

Auf Grund übereinstimmender Erklärungen der einzelnen Bundesregierungen ist sich in der Lage, folgendes hier zu erklären: Sollte die Ausführung des Gesetzes über die Erhöhung bestehender oder die Einführung neuer Landsteuern in den Einzelstaaten notwendig machen, um den erhöhten Anforderungen des Reiches zu genügen, so werden die Einzelregierungen ihrerseits darauf Bedacht nehmen, bei einer bestimmten Finanzlage Maßregeln die stärksten Steuererhöhungen.

Auf eine Anfrage des Abg. von Kardorff erklärt Staatssekretär v. Posadowski, daß die Vollgesetzgebung durch die abgegebene Erklärung nicht berührt werde, da sie durch handelspolitische Abmachungen bedingt werde.

Abg. v. Hertling (C.): Er habe gegen den ursprünglichen Antrag Sieber die größten Bedenken gehabt; er freue sich um so mehr, daß jetzt eine Verständigung gefunden sei. Mehr könne man kaum verlangen.

Abg. v. Bebel: Das ist das Kolossalste, was ich nun endlich entsetzt zu sein; es ist aber nur ein Windst. Ich sei es allerdings schon am Schluß der vorigen Sitzung nicht zweifelhaft gewesen, daß der Antrag Bennigsen die Zustimmung der Kommission für den verbundenen Regierungen die gemeinsame Sitzung am Freitag gebracht habe. Kurzweilen, an die man dachte, brüht nicht ein, man werde sich also auf das Schuldenmachen werfen, und die steigende Zinsenrate würde auf die indirekten Steuern fallen. Seiten dem auch die Nachfolger der jetzigen Minister der Einzelstaaten getrieben, daß auf den Boden der heutigen Erklärung zu stellen? Einzelparlament: kein gar nicht an die Erklärung gebunden; 22 Landtage könne man nicht unter einen Hut bringen, und der Ausdruck „indirekte Steuererträge“ sei sehr unheimlich. Die einzig gangbaren Wege hies nur die von den Sozialdemokraten vorgeschlagene Reichseinkommensteuer.

Abg. v. Richter: Es geht Finanzpolitik und Schulzins, und das könne j. D. der Zabel ebenso durch die Vollgesetzgebung wie durch indirekte Steuer belastet werden. Wo fange hier der Massenverbrauch an? Alle früheren Kontroversen würden von Neuem hervorgerufen. Nun in Bezug auf die Verbraucher habe die Erklärung des Reichsanzeigers nicht einen Wert. Für ihn haben solche Erklärungen der verbundenen Regierungen nach allen Erfahrungen kein Gewicht. Die Stellung einer Partei bleibe nachher ebenso absehbar gegenüber der Vorlage wie vor der Erklärung.

Abg. Dr. v. Hammer: Die Erklärung der verbundenen Regierungen sei für ihn durchaus bedeutungslos. Seine eigene Resolution habe dadurch ihre Geltung gefunden, und er würde sie daher zurückziehen. Staatssekretär Graf Posadowski beliet nochmals, daß die Erklärung auf Grund übereinstimmender Erklärungen der Einzelstaaten abgegeben sei. Die Abg. Bebel und Richter meinten diesem Hinweis nicht geringe Bedeutung beizulegen.

Abg. v. Müller-Juda: In der Erklärung liege ein Prinzip, und das sei das Wichtigste. Auf die notwendigen Lebensbedürfnisse dürfe natürlich kein weiterer Voll gesetzt werden, dagegen müßten die Luxussteuern mehr ausgebaut werden.

Abg. v. Richter: Es ist durch die abgegebene Erklärung bestritten und wird mit meinen politischen Freunden nunmehr für die Vorlage stimmen. Gegenüber der Verunsicherung, die Richter in Bezug auf die Tabaksteuer in die Debatte getragen, möchte er feststellen, daß das Prinzip des Antrages Bennigsen Sieber nur darin gelegen kann, den seinen Mann, die Arbeiter nicht neu zu beladen. Bei der Regelung der Tabaksteuer sei unbedingt festzustellen, daß eine solche Steuer große und dauerhafte Arbeitsentlassungen herbeiführen müsse und deshalb in sozialpolitischer Beziehung durchaus verwerflich sei.



[Nachdruck verboten.]

Die Rose von Granada.

Roman von Jean Rameau.

15] Autorisierte Uebersetzung von Adolf Neuboff.

Als die Reisenden, die in Bayona den Pariser Schnellzug bestiegen hatten, in der Châteaubun-Strasse angelangt waren, führte Miralez seinen Sekretär in den vierten Stock seines Hauses und zeigte ihm drei sehr behaglich eingerichtete Zimmer, einen Bureauraum, eine Wohnstube und ein Schlafkabinet, die zu seiner Verfügung stehen sollten. Ferner erfuhr Lazar, daß er die Mahlzeiten an der gemeinsamen Familientafel einnehmen würde. An Monats-Gehalt wurden ihm vierhundert Francs zugewilligt.

Miralez stellte darauf Lazar dem gesammten Personal als seinen Sekretär vor und führte ihn in den Bureau umher, mit Unterweisungen aller Art nicht zurückhaltend.

Lazar fühlte sich anfangs in seiner Thätigkeit recht unbehaglich, hatte er doch bis dahin keine Ahnung von dem komplizierten Betriebe einer Verkehrs- und Transport-Gesellschaft gehabt.

„Herr Gontarrède, der Kassirer wünscht Sie am Telephon zu sprechen!“

„Herr Gontarrède, haben Sie dem Knecht in Bilbao schon geantwortet?“

„Herr Gontarrède, theilen Sie doch, bitte, diesem Herrn unsere Frachtsäke mit.“

Er zitterte vor Aufregung, der Herr Gontarrède, wenn so Fragen und Aufträge von allen Seiten auf ihn einstürzten. Er zitterte an allen Gliedern wie ein junger, furchtsamer Hund, dessen Augen noch nicht ganz geöffnet sind und den man plötzlich in einen Affentag gesperrt hat.

Dann aber biß er krampfhaft die Zähne zusammen und holte seine ganze Willenskraft hervor. Sollte er nicht ein gewandter Pariser werden, um Genoveva heirathen zu können? Er telephonirte also, depeſchirte, machte die verwickeltesten Frachtberechnungen und stürzte sich kopfüber in die Bureauthätigkeit.

In wenigen Wochen kannte er das ganze Räderwerk der Verwaltung der Transport- und Verkehrs-Gesellschaft, in einigen Monaten verlor er seinen gascognischen Accent. Er sprach jetzt trocken und schnell, glitt über die kurzen Silben dahin und verschluckte die Endungen. Beim Anhören dieser Stimme würde Martin sicherlich nicht das gewohnte, freudige Gebrüll angestimmt haben, wenn das gute Thier noch gelebt hätte!

Inzwischen hatte Rosa Marie nicht die Verpflichtungen vergessen, die sie Genoveva gegenüber eingegangen war, und schon wenige Tage nach ihrer Heimkehr begann sie getreulich die Vorbereitungen zur Verführung des ehemaligen Mönches zu treffen.

Nach kurzer Ueberlegung entschloß sie sich, das nicht selbst zu unternehmen. Deshalb sollte sie sich noch einen Anbeter mehr auf den Hals laden! Dieser junge Provinziale konnte doch nicht schwer unterzukriegen sein; da mußte eine einigermaßen feise Kammerjungfer schon genügen!

Frau Miralez persönlich begnügte sich also damit, ein sehr schlaues Programm auszuarbeiten, wonach das Experimentirobject einer Reihe genau festgelegter Prüfungen unterzogen werden sollte.

Da nun aber das Geld wie überall so auch in der Liebe die Hauptsache ist, so glaubte sie dem jungen Sekretär vor allen Dingen einen guten Rath geben zu müssen. Sie sagte deshalb eines Morgens zu ihm:

„Herr Gontarrède, Sie müssen einmal Ihren Großvater in Bourdeaux besuchen. Das wird den alten Herrn gewiß sehr erfreuen und kann Ihnen vielleicht sehr nützlich werden!“

Etienne befolgte den guten Rath und reiste auf achtundvierzig Stunden nach der Gironde. Der Großvater war entzückt. Er konnte den jungen Mann nicht genug beglückwünschen, daß er die Mönchskutte an den Nagel gehängt und sich eine vernünftige Beschäftigung ausgesucht hätte. Und als Belohnung für dieses löbliche Thun versprach er seinem Goldjungen einen monatlichen Wechsel von fünfhundert Francs.

Als Etienne ihr von diesem praktischen Erfolge seines Ausflugs berichtete, war Frau Miralez höchlich befriedigt.

„Also Geld genug hätten wir, um Dummdheiten zu machen, mein Junge!“ dachte sie vergnügten Sinnes.

Und dann ging sie an die Ausführung ihres Programms.

XIII.

Dieses Programm zerfiel in mehrere Kapitel. Das erste führte den Titel: Die Dienstmädchen und Kammerjungfern.

Rosa Marie wollte klein und bescheiden anfangen. Man durfte den braven jungen Mann nicht einschüchtern, indem man ihn gleich in die Fährnisse der großen Welt einführte.

Dominika wurde deshalb zunächst mit einer Mission betraut.

Dominika war ein sehr nettes und hübsches Mädchen, und wenn Frau Miralez die Rose von Granada war, so konnte sie sicherlich die Tulpe von Granada vorstellen. Sie war sehr dunkel, und mit ihrer gelblichen Hautfarbe und ihren bläulich schimmernden Haaren, wie sie die Maler als charakteristisch für die echten Spanier anzuwenden lieben, entflammte sie rings um sich her die Herzen der ganzen männlichen Dienerschaft. Sie war die Milchschwester Rosa Mariens und hatte für ihre Herrin eine unbegrenzte Verehrung. Frau Miralez hatte deshalb auch ein eben so unbegrenztes Vertrauen zu ihr und gab ihr ohne Furcht Alles in die Hände, von den Schlüsseln ihrer Schränke bis zu den duftenden Billets ihrer Anbeter.

„Meine liebe Dominika,“ sagte Rosa Marie also an einem Novembertage zu ihrer Jungfer, „von jetzt ab wirßt Du Herrn Etienne jeden Morgen die Schokolade hinaufbringen. Und Du wirßt Dich dabei sehr verliebt zeiaen, hörst Du? Es handelt

sich nämlich darum, dem hübschen Jungen den Kopf zu ver- drehen. Ich werde Dir erklären, aus welchem Grunde. Natürlich schwörst Du mir, unverbrüchliches Schweigen darüber zu be- wahren. Also höre!"

Und sie erzählte ihrem Kammermädchen haarklein die ganze romantische Liebesgeschichte von Genoveva und Etienne.

„Armer Junge!“ rief die Tulpe mitleidig aus.

Aber sofort machte sie sich mit anerkennenswerthem Eifer ans Werk.

Sie trug die dampfende Chokolade in den vierten Stock des Hauses. Sie legte dazu ihr zierlichstes Mieder an, und durch eine geschickt angebrachte Agraffe bog sie sogar die Kragenenden desselben um und ließ auf diese Weise ein Stückchen ihres wirklich recht appetitlichen Halses hervor-ucken.

Etienne aber schien von alledem nichts zu sehen. Er begnügte sich damit, behaglich die Chokolade zu schlürfen, und kümmerte sich um das niedliche Kammerkäschen nicht im geringsten.

Als Dominika sah, daß sie auf diese Weise nicht weiter kam, unternahm sie einen Gewaltstreich. Eines schönen Morgens drang sie, mit ihrer dampfenden Chokolade bewaffnet, zu ganz früher Stunde in Etiennes Zimmer.

„O, Verzeihung!“ rief sie, anscheinend sehr überrascht, „ich wußte nicht, daß der Herr Etienne noch im Bett ist! Aber wie spät ist es denn eigentlich? Ich muß mich wohl ver- sehen haben! Oder sollte die Uhr unten wirklich so viel vor- gehen! . . .“

Und im Laufe der weiteren Unterhaltung, die Dominika jedoch fast ausschließlich führte, versicherte sie, daß es sehr kalt wäre.

Etienne konnte das nicht finden.

Das war zu viel! Entmuthigt trat Dominika den Rück- zug an.

„Mit dem Mann ist aber wirklich rein gar nichts anzu- fangen!“ berichtete sie ärgerlich ihrer Herrin. „Wahrhaftig, der muß aus ganz anderem Stoff sein, wie die anderen!“

Frau Miralez beklagte den Mißerfolg ihrer Vertrauten von ganzem Herzen und beschloß, in ihrem Programm fort- zufahren.

Es folgte Kapitel II: Die Schauspielerinnen.

„Herr Etienne! — nicht wahr, Sie erlauben mir, daß ich Sie kurzweg Herr Etienne nenne? Hontarrose ist so furchtbar lang — Herr Etienne, nehmen Sie, bitte, meinen Wagen und fahren Sie zu Fräulein des Islettes vom ‚Gymnase‘, Matignon-Straße 27. Von da begeben Sie sich sogleich zu Fräulein Vallbrun von der ‚Comédie Française‘, die in der Rivoli-Straße 49 wohnt; und schließlich gehen Sie noch zu Fräulein Solange vom ‚Palais Royal‘, Gounod-Straße 14. Sagen Sie den Damen, daß Sie in meinem Auftrage kommen, und fragen Sie sie, ob sie bereit wären, bei einer Soirée, die ich zu ver- anstalten gedenke, mitzuwirken, und welches Honorar sie dafür beanspruchen würden. Sie werden natürlich zu den Damen möglichst liebenswürdig sein und mir ihre Zusagen mitbringen! Nun machen Sie schnell, Sie glücklicher Jüngling! Vielleicht treffen Sie die Schönen gerade, wenn sie aus dem Bade steigen!“

Zwei Stunden später war Etienne wieder da. Rosa Marie sah ihn sich genau an und musterte ihn vom Kopf bis zu den Füßen. Aber so sehr sie auch suchte, sie entdeckte nicht den geringsten Knick, nicht die kleinste Falte im Oberhemd und Kragen, und nicht das winzigste Puderstäubchen auf seinen blaffen Wangen.

„Der scheint wirklich unempfindlich wie ein Stück Holz zu sein!“ dachte sie

Nichtsdestoweniger schickte sie ihn unter dem Vorwande, daß die von den Künstlerinnen beanspruchten Honorare zu hoch waren, zu immer neuen Sternen des Bühnenhimmels, und immer mit dem gleichen negativen Erfolge. Schließlich ent- schied sie sich für eine sehr interessante Sängerin von der Komischen Oper, von der die alten Junggesellen in den Rauch- zimmern sich eine Masse offenbar sehr amüsanter Geschicht- chen erzählten und sich dabei mit dem Finger in die Seite stießen.

Der Abend kam heran und die Soirée verlief program- mäßig.

„Sie werden die Sängerin in unserem Wagen nach Hause begleiten, nicht wahr, Herr Etienne? Das ist eine Pflicht, die sich unter keinen Umständen umgehen läßt!“

Der Sekretär machte eine zustimmende Verbeugung und unterzog sich in der korrektesten Weise seiner Aufgabe.

Dominika empfahl dem Kutscher, genau darauf zu achten, ob unterwegs die Vorhänge der Wagenfenster herabgelassen werden würden. Aber Etienne war in der denkbar kürzesten Zeit wieder zu Hause und sein Oberhemd war tadellos.

„Der Mensch ist ja geradezu ungeschliffen!“ dachte Frau Miralez. „Er wird zu dieser pikanten Kleinen wahrscheinlich von Wagner und ähnlichen schönen Dingen gesprochen haben! Das ist ja unerhört!“

Aber trotzdem verzweifelte sie noch nicht.

„Es giebt ja noch eine andere Sorte von Sängerinnen!“ überlegte sie, „vielleicht haben die mehr Erfolg.“

Und eines Abends fragte sie den Sekretär:

„Kennen Sie den Moulin Rouge, Herr Etienne?“

„Nein, gnädige Frau!“ erwiderte der junge Mann einfach und ahnungslos.

„Ach was, wahrhaftig nicht? Ein junger Mann von Ihrer Stellung! Das ist aber doch wirklich unerlässlich! . . . Schade, schade, wenn Sie ihn kennen würden, so hätten Sie mir einen Dienst erweisen können, für den ich Ihnen sehr dankbar gewesen wäre.“

„Ich will ihn noch heute Abend kennen lernen, wenn ich damit der gnädigen Frau nützlich sein kann.“

„Ach ja! Bitte thun Sie das, mein lieber Herr Etienne! Gehen Sie heute Abend hin und sehen Sie sich die Sache ein bischen an! . . . Ich möchte nämlich in nächster Zeit selbst einmal dorthin, denn es soll da doch wirklich sehr interessant und lustig sein. Ich weiß, man findet dort häufiger anständige Frauen, aber ich möchte mich doch nicht ohne Weiteres hin- wagen. Sehen Sie sich also doch einmal, bitte, an, wie es da zugeht und was da passiert. Aber schauen Sie sich gut um und bleiben Sie ja bis zu Ende! Und wenn Sie mir einen recht großen Gefallen thun wollen, so soupiren Sie auch da, damit ich höre, ob man da passabel ist. Morgen früh erzählen Sie mir dann Alles haarklein, falls Sie nicht zu starke Kopf- schmerzen haben, nicht wahr? Nun gute Nacht! Amüsiren Sie sich recht schön!“

Frohgemuth wanderte Etienne zu den Stätten des Tangel- tangels.

Oh, was bekam er da zu sehen und zu hören! Er mußte immer wieder an sein Kloster denken, und den ganzen Abend stand ihm das Skelet aus dem Refektorium Montsagur vor Augen, das zu den schweigenden Mönchen sprach: „Ihr, die ihr mich hier seht, ihr werdet einst sein, wie ich!“ Das Bild dieses widerlichen Todtengerippes wollte nicht weichen, überall glaubte er es zu erblicken. Es tanzte da oben vor ihm in modischen Beinkleidern; es schlenberte in unzähligen Exemplaren umher und räkelte sich an den Tischen; es zapfte ihn an Schnurrbart und flüsterte ihm zu: „Was schenkst Du mir, hübscher Schwarzer?“

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Hannibals Grab.

Von Gottfried Albert (Konstantinopel).

Ein französischer Gelehrter hat bei dem griechischen Schriftsteller Pjetjes eine Angabe gefunden, die darauf hinweist, daß das Grab des großen Karthagerfeldherrn Hannibal in der Nähe von Dil-Skelessi an der anatolischen Eisenbahn zu suchen sei und fordert Reisende, die in jene Gegend kommen, zu Nachforschungen auf. Schon vor dieser Entdeckung bei Pjetjes ist in dem Reisehandbuche von Meyer: „Dürfei“ der Ort des angeblichen Grabes Hannibals beschrieben, doch sei die historische Bedeutung des Ortes nicht gewiß.

Die Aussage des erwähnten griechischen Schriftstellers und andere auf das Ende Hannibals bezügliche, mühsam zusammengesuchte geschichtliche Notizen lassen uns nicht im Zweifel, daß sich seine Grabstätte in der Nähe von Lybissa befindet.

Lybissa heißt heute Gebse und ist ein türkisches Städtchen in Anatolien, in hügeliger Landschaft, nicht weit vom Meere, nördlich der an der Eisenbahnlinie Haibar-Baicha-Ismit-Nicomedia gelegenen Station Gebse. Zwischen Kirschbäumen, Feigenbäumen und Plantanen zieht sich durch wohlgepflegte Felder und Weinberge eine gute Fahrstraße von hier aus dem Städtchen zu. Man erreicht es nach etwa halbstündigem Marsche. Ueberreste griechischer Wasserleitungen zeugen von alter Kultur. In unmittelbarer Nähe von Gebse liegen an der Landstraße die Ruinen einer ehemals überwölbten, antiken Cysterne mit hohem Wasserpfiler. Bald kommen wir an einen Cypressenwald, den Friedhof von Gebse. Eine Wanderung durch diesen zeigt uns auf Schritt und Tritt Spuren des Alterthums. Neben türkischen Grabsteinen stehen granitene Säulenstümpfe, riesige Steinblöcke aus alter Zeit. Wir finden hier Reste eines griechischen Tempels; noch tragen zierliche Säulen mit jonischem Kapital die runderlichen Bogen. Durcheinander liegen, überwuchert von Gras und Heidekraut, Bruchstücke alter Ornamente, meterdicke Kapitäle, zum Theil mit griechischen Inschriften. Mehrliche Reste sind eingemauert in der unter Sultan Selim I. erbauten Hauptmoschee; die Seitenhallen dieser Moschee werden von antiken Säulen getragen, eine mit griechischen Buchstaben bedeckte Steinplatte dient einer Säule vor dem Eingangsportal als Basis; im Hofe der Moschee wird ein antiker Sarkophag als Brunnentrog benutzt, und auch um die beiden anderen Moscheen im Orte Gebse, in Privathäusern sogar, findet man zahlreiche, byzantinische Trümmer; namentlich ist auch eine von Mauerwerk umschlossene Grabstätte außerhalb des Städtchens an solchen reich. Nirgends indessen läßt sich etwas entdecken, was sich bestimmt auf den Aufenthalt Hannibals in Lybissa = Gebse beziehe.

Livius und Polybius erzählen, daß Hannibal nach der Niederlage der Karthager seine Zuflucht bei Antiochus von Syrien gesucht habe, der aber dadurch, daß er sich mit dem Erzfeinde der Römer einließ, ihren Unwillen erregte. Hannibal machte sich auf nach Bythinien zum Könige Prusias, dem er im Kampfe wider Eumenes von Pergamon wichtige Dienste geleistet hat. Während seines Aufenthaltes dabelst soll er — nach Plinius — die Stadt Brussa gegründet haben.

Inzwischen erhielt Hannibal Nachricht von einer römischen Gesandtschaft unter Titus Flaminus, welcher, unter dem Vorwande einer politischen Mission, von Prusias die Auslieferung des alten Feindes verlangen sollte. Prusias, zu schwach, um ihn zu schützen, ermöglichte ihm die Flucht nach dem damals besetzten Lybissa, das außerdem durch starke Vorwerke in der Umgegend, nämlich durch die Schlösser von Philokrene (heute Tamchandihil), Nigion (jetzt Daridscha) und Geklissar am Golfe von Nicomedia geschützt war. Diese strategisch wichtigen Festungen, deren grünmischlungene, gewaltige Reste heute noch in Staunen setzen, wurden erst durch Sultan Urchan nach den Niederlagen des Kaisers Andronitus zerstört.

Prusias war indessen die Gewogenheit der Römer mehr werth, als die Freundschaft Hannibals; er gab dem Drängen seiner Feinde nach und schickte, um ihn zu fangen, selbst Soldaten nach Lybissa. Dort bewohnte Hannibal ein Haus mit sieben unterirdischen Ausgängen nach verschiedenen Seiten. Als er nun erfuhr, daß Titus bei Prusias seinen

Zweck erreicht habe, beschloß er, sich noch einmal zur Flucht aufzuraffen. Amsonst! Schon lauerten königliche Soldaten an den Thoren der Stadt auf das gegebte Geleitswort. Darum beschloß Hannibal, sich selbst den Tod zu geben. „So will ich denn die Römer von der Furcht vor einem verhafteten Greise erlösen!“ seufzte er. Es wird erzählt, er habe einem Diener befohlen, seinen Mantel in der Form eines Strides zusammenzurollen, und, die Schläge gegen das Knie gepreßt, ihn zu erdroffeln; andere sagen (nach einem neueren Werkchen zur bythinischen Geschichte), er habe nach dem Beispiele des Themistokles Stierblut getrunken. Nach Livius jedoch starb Hannibal durch Gift, das er stets bei sich trug. Endlich hatte sich, wie Plutarch berichtet, das Orakel erfüllt, das einst Römern verkündete: „Die Erde von Lybissa wird Hannibal verbergen.“ Als der römische Senat das tragische Ende des Helden erfuhr, tabelte er den Titus; er habe dadurch, daß er den Alien in solchen Tod getrieben, die Ehre Roms geschädigt. Das Wort Schillers: „Man hat Crempel, daß man den Nord lieb und den Mörder straft“ hätte also schon damals gepaßt.

Es ist nun wohl zu glauben, daß man Hannibal nicht in geweihter Erde zu Lybissa selbst bestattete; die Griechen hätten durch diese Kundgebung ihrer Freundschaft auch dem todtten Feinde Roms gegenüber noch Anstoß erregen können. Aber auch ihre religiösen Anschauungen gestatteten die Beerdigung Hannibals in Lybissa nicht. Man hat ihn zwei Kilometer südlich von der Stadt auf einem Hügel begraben, auf dem höchsten Punkte in der Umgegend, von dem aus der Feldherr oft Ausschau gehalten nach dem Golfe von Nicomedia, nach der fernen Propontis, auf dem grünen Hügel, dessen Gras zuvor schon manche Thräne genekt haben mag, die der Alte hier gemeint um sein Vaterland und das nahende Schicksal des von ihm geliebten Griechenland.

In Gebse = Lybissa lebt unter Griechen und Türken keine Tradition, die sich auf Hannibal bezieht, wohl aber bezeichnet der Volksmund, dessen Werth oft unterschätzt wird, obwohl er häufig sicherer leitet als selbst ein geschriebenes Wort, den genannten Hügel dort allgemein als uralte Ruhestätte eines „Fremblings“. Die Angabe des griechischen Schriftstellers Pjetjes, nach welchem die Grabstätte Hannibals in der Nähe von Dil-Skelessi zu suchen wäre, bestätigt zugleich jenen Hügel als seinen Ruheort. Auf dem Grabe stehen zwei Meter hohe, glatt behauene, vierkantige Granitblöcke, wie man solche auf alten griechischen Friedhöfen nicht selten findet. Zwischen diesen Steinen liegt eine Marmorplatte verschoben am Boden; das Grab blieb im Verkauf der Jahrhunderte nicht unversehrt. Vor einigen Jahren sah ich hier noch ein großes, jetzt verschwundenes Bruchstück derselben mit einem griechischen Dornament. Zwei gewaltige Cypressen wurden nach orientalischer Sitte auf dem Grabe gepflanzt; sie stehen heute noch. Die eine hat einen Stammumfang von über 5 Meter; sie ist bis auf einen Stumpf von 9 Meter Höhe abgestorben. Daß diese Cypressen schon im Todesjahre Hannibals (183 v. Chr.) gepflanzt wurde, wage ich nicht zu behaupten. Ueber das Alter der Gräber-Cypresse ist in der einschlägigen Literatur wenig zu finden; aber ich verdanke der Autorität des Herrn Prof. Dr. Fischer in Bern die Mittheilung, daß sich (nach „Carriere, Traité des Conifères“) in der Nähe von Montpellier eine Cypresse befindet, deren Alter nach ihrem Stammumfang von „fast“ vier Meter auf ca. 800 Jahre geschätzt wird. Die Cypresse auf Hannibals Grab bedurfte zu einer Mehrleistung von über ein Meter im Umfang bei ungeheurer langsamen Wachsthum im Alter sicher 4—500 Jahre. Wenn der Baum den dritten Theil seines Lebens bis zu seinem Tode, mit dem er heute ringt, im ausgewachsenen Zustand verharrte (was den Lebensbedingungen solcher gegen Wurmfraß gesicherten Baumriesen wohl entsprechen dürfte), so ist er zwar noch nicht zweitausend Jahre alt; hat aber der Botaniker die Cypresse von Montpellier um ein geringes zu jung taxirt, so kann diejenige auf dem Hügel bei Lybissa wohl kurz nach Hannibals Tode gestiftet worden sein. Um seine Grabsteine spricht jeden Herbst ein Wald von Disteln, als wollten sie die Ruhestätte des Helden symbolisch bezeichnen.

Der Reisende, der von Konstantinopel aus nach Nicomedia (Ismit) fährt, erblickt den cypressengeschmückten Grabhügel links vom Bahngleise aus, kurz nachdem er die Station Gebse verlassen hat.

Eine eigenthümlich wehmüthige Stimmung bemächtigt sich dessen, der jenes Grab besucht. Wen hätte nicht schon in frühester Jugend der karthagische Held begeistert durch seinen

eternen Willen, durch seine Vaterlandsliebe, durch seinen männlichen Feindeshaß! — Mit heiliger Scheu bricht der Besucher ein Blatt von der ehrwürdigen Cypresse, die ihre Jahrtausenden tragende Kraft aus dem Staube des Helden gefogen hat.

Allerlei.

Ein rührendes Scherzwort. In diesen Tagen, in denen vom Charlottenburger Mausoleum viel die Rede war, sei ein schönes Wort des Begründers des Mausoleums erwähnt. Nach dem Siege von Leipzig überreichten Jungfrauen der alten Weiskstadt den einziehenden Monarchen Lorbeerzweige. Friedrich Wilhelm III. bewahrte den seinen, und als er bald darauf nach Berlin kam, fuhr er alsbald nach Charlottenburg. Dort war sein erster Gang zu dem Mausoleum, wo die ihm vom Tod entrissene Gemahlin auf ihrem Sarkophag ruhte. Der Gärtner kannte den König und hatte deshalb ein Lorbeerreis in den Arm der Marmorstatue gelegt, der Kauchs Meisterhand Leben eingehaucht zu haben schien. Friedrich Wilhelm zog den Lorbeer hervor, ehe er zu dem Bildwerk trat. Da bemerkte er den Lorbeer in der Hand der Heimgegangenen und sagte mit tiefbewegter Stimme: „Ach Louise, Du kommst mir doch immer zuvor.“

Kunstreiter vor dreihundert Jahren. In einer handschriftlichen Zeitung aus Prag vom 31. August 1588, die jetzt im Germanischen Museum zu Nürnberg aufbewahrt wird, befindet sich eine Mittheilung über einen Kunstreiter, der sich im genannten Jahre zu Prag vor Kaiser Rudolf II. produzierte. Es heißt darin u. A.: „Vor wenigen Tagen hat ein Italiener vor der Kaiserlichen Majestät und Fürsten eine besondere Geschwindigkeit geübt. Zum ersten hat er in vollem Rennen einen persianischen Bogen hinter und vor sich abgeschlossen. Zum andern ist er in vollem Rennen auf dem Sattel gestanden. Zum dritten ist er in vollem Rennen also abgestanden, daß er ein Fuß auf die Erden gesetzt und sich alsbald wiederum in Sattel begeben. Zum vierten hat er im vollen Rennen ein Säbel ausnickt und alsbald wiederum eingesteckt. Zum fünften, als das Ross streng gelaufen, ist er mit dem Kopf auf dem Sattel gestanden und die Füß über sich hebt. Zum sechsten hat er sich in vollem Rennen im Sattel hinter und vor sich gelehrt. Zum siebenten hat er eine lange Stange auf den Kopf genommen, dieselbe mit dem Kopf und Achseln hin und wieder regiert und geschwungen als wie ein Fächer mit beiden Händen. Das Ross, welches er so oft gebraucht, hat niemals geschwigt, und dem Ansehen nach ist ein türkisch Pferd gewesen. Solche Geschwindigkeit hat der römisch kaiserlichen Majestät und den Herzogen wohlgefallen, darauf er eine stätliche Berehrung davon gebracht.“

Diamant-Ohringe für Kagen. Eine reiche, etwas überspannte junge Wittwe in St. Louis in den Vereinigten Staaten begnügte sich nicht nur damit, ihren eigenen schönen Körper mit Diamanten zu überladen, sondern hat es auch für nötig befunden, ein Paar Schraubens-Ohringe, in die echte Diamanten gefast sind, durch die zarten Ohrläppchen ihrer rabenschwarzen Lieblingskage bohren zu lassen. Mrs. Anita Comfort hat die Idee zu dieser eigenartigen Dekoration eines Vierfüßlers aus San Fransisko mitgebracht wo sie vor einigen Monaten beuchtsweise weilte. Dort sah sie eines Tages bei einer gleichfalls eigentlichen Freundin ein weißes Kägschen mit kleinen rosa Seidenquasten in den durchstochenen Ohren. Der jungen Wittwe, die eine leidenschaftliche Kagenliebhaberin ist, imponierte dies außerordentlich, und kaum zurückgekehrt, ließ sie ihre diversen Kagen und Kägschen sämtlich mit Durchstochen versehen, durch die kleine goldene Ringe, an denen farbige Seidenquasten, die stets mit der Farbe des Halsbandes übereinstimmen, gezogen wurden. Für ihren besonderen Günstling aber, ein riesiges schwarzes Kagenfräulein, wählte Mrs. Anita aus ihrem reichhaltigen Schmuckfältchen ein Paar Diamanten-Boutons aus, deren feurige Strahlengarden seltfam mit den grünlich schillernden Augen und dem glänzenden, tiefdunklen Pelz des Thieres kontrastieren. Nartheit, Dein Name ist Anita Comfort!

Blüthenlese aus den „Luftigen Blättern“.

Begreiflicher Wunsch.

Angeklagter (der zu zwei Wochen Gefängniß verurtheilt ist): „Ich möchte den hohen Gerichtshof bitten, daß ich meine Strafe gleich abhüben darf.“

Richter: Warum denn?

Verurtheilter: Weil gerade meine Schwiegermutter jetzt einige Zeit bei mir zu Besuch ist.

„Hier wendet sich der Gast mit Grausen“.

Gast: Was ist denn das für alles ungenießbares Zeug, was sie mir da gebracht haben?

Kellner: Das ist Ruhn mit Reis, das hatten sie doch bestellt.

Gast: Na, hören Sie, das ist aber wahrscheinlich Reis älterer Dint.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Lohle, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

Kräftige Jugend.

Klein Eschen: Wie geht's Dir denn Großmama?

Großmutter: Schlecht, schlecht! ich bin alt und krank und werde wohl bald sterben. Da wirst Du gewiß sehr weinen, Eschen, nicht wahr?

Klein Eschen: Ach nein, Großmama, so pimelig bin ich nicht.

Scherzfrage.

Was ist das, wenn drei Aerzte ein Conflium an einem Krankenbette abhalten?

Antwort: Ein Consilium abeundi.

Symptom.

„Das Eien ist mir schlecht bekommen, Herr Doktor!“

„Wie äußert sich das?“

„Ich mußte Alles wieder brechen!“

„Da haben Sie wohl aus Versehen Brechseifen bekommen?“

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Geflügel-Züchter.** Allgemeine Fachzeitung für Zucht, Pflege, An- und Verkauf von Ausgeflügel, Brieftauben, Hiere- und Singvögeln, Dunden, Kaninchen, Wild, Fischen und Auen, speziell auch für Zucht und Behandlung von Großvich, Aquarium und Terrariumthieren, sowie für thierfreundliche Liebhabereien, Thierschutz und so weiter. Die vorliegende Zeitschrift ist eine vortreflich redigirte, sehr gediegen ausgestattete, welche, trotz ungemainer Billigkeit (vierteljährlicher Abonnementpreis per Post 50 Pfennig, per Kreuzband 75 Pfennig), allmähentlich einen außerordentlich reichen Lektinhalt aufweist. Derselbe besteht aus: 1. Original-Aufgaben über alle Spezialgebiete der Kleinthierzucht, von denen jede Wochennummer mindestens 4 bis 8 publizirt, welche von den hervorragendsten Mitarbeitern verfaßt, sowie zum Theil von dem besten bekannten Thiermaler J. Bunzart und anderen Künstlern lebenswahr illustriert werden. 2. Flott und gleich den Original-Aufgaben, interessant geschriebenen Original-Feuilletons. 3. Unterhaltenden, wie belehrenden kürzeren Mittheilungen über die aller verschiedensten einschlägigen Thematata. 4. Einer Rubrik „Literatur“, in welcher sachwissenschaftliche, sowie andere Bücher, Zeitschriften u. s. w. eine eingehende Besprechung erfahren. 5. Einer Rubrik „Reiseinsichten“, welche Berichte über alle Ausstellungen zc. enthält. 6. „Preis- und Fragekasten“. 7. Uebersicht über alle Ausstellungen, Krankheitsberichte, Personalnotizen zc. Redaktion: Dr. E. S. Jäen, Stammhof bei Leipzig. Herausgeber: Gustav Bertram, Leipzig-Gonnwitz.

— Der General der Kavallerie Graf von Wartensleben-Carom, welcher unlängst seine Erinnerungen aus dem Kriege von 1866 veröffentlichte, hat nunmehr auch seine Erlebnisse in Frankreich unter dem Titel „Feldzugsbriefe“ im Verlage der königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin herausgegeben und darin in ansprechender Weise inhaltreiche Beiträge zur Kriegsgeschichte mit charakteristischen persönlichen Schilderungen vereinigt, so daß man in dem Bändchen nicht nur den Gange des großen Krieges folgt, sondern die Ereignisse sich auch in den persönlichen Eindrücken wieder spiegeln. Graf von Wartensleben war zuerst Oberquartiermeister der Ersten Armee, welche bis Mitte September des Jahres 1870 unter dem Oberbefehl des Generals von Steinmetz, dann bis zum Fall von Metz unter dem Befehl Friedrich Karls und fernerhin unter dem Kommando des Generals von Manteuffel stand; so wurde Graf Wartensleben auch Stadtschef der Südarmer, befand sich also unaußgesetzt an leitender und verantwortungsvoller Stelle. Er hat dabei Frankreich auf weitestem Kriegsschauplatz durchzogen, von der Belgischen bis zur Schweizerischen Grenze. Von all diesen wichtigen Erlebnissen bieten die „Feldzugsbriefe“ ein getreues Bild, berichten über die fortwährend wachsenden Anforderungen an die Kräfte des Geistes und des Körpers, die das Kriegesleben stellt und geben daher auch dem, der den Krieg nicht aus eigener Anschauung kennt, treffliche Aufschlüsse. In weiteren Kreisen werden u. A. die Schilderungen zweier von einander so verschiedener Charaktere und Heerführer, wie es Steinmetz und Manteuffel waren, interessieren. Das Werk ist durch einige Anlagen aus den Dienstbüchern des Krieges von 1870/71 bereichert, so z. B. ist der Bericht, den Graf von Wartensleben am 19. August dem Könige über die Thätigkeit der Ersten Armee bei Gravelotte mündlich vortrug, wiedergegeben. Aus den vorliegenden Feldzugsbriefen erkennt man, welche aufreibende Mühe die Thätigkeit eines Generalsstabsoffiziers erfordert; vornehmlich aber werden die Briefe, da sie einen eigenartigen Einblick in die persönlichen Empfindungen, welche den Verfasser unter so erschütternden und erhebenden Eindrücken bewegten, gewähren und seinen immer gleich lebhaften und treuen Zusammenhang mit der Heimath befunden, allgemeines Interesse erwecken. Der Preis des Werkes ist 3,60 Mk.